Nr. 620. 37. Jahrgang

Abend-Ausgabe.

Sonnabend, 5. Dezember 1908

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortlichkeit.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Italien am Scheidewege.

Die Kammer auf dem Montecitorio hat gestern mit mehr als Zweidrittelmehrheit dem Minister des Aeußeren Tittoni ihr Vertrauen votiert. Sie votierte ihm dieses Vertrauen nach einer viertägigen Redeschlacht, in der dem Minister von Sprechern aller Parteien, voran seiner eigenen, die Folterqualen einer vernichtenden Kritik bereitet wurden. Sie tat es, nachdem sie, in einer spontanen Kundgebung ihrer innersten Herzensmeinung, Alessandro Fortis zugejubelt, der im Grunde nur gesagt hatte, daß alles anders werden müsse, als es ist. Aller Grimm über erlittene Enttäuschungen, alle Sorge um weiteres Mißgeschick in der Zukunft, aller Haß gegen den Minister, der viel gereist, geredet und konferiert, aber nichts erreicht habe, entlud sich in dieser leidenschaftlichen Demonstration. Aber dann traten die Besinnung und die Staatsraison wieder in ihr Recht, und die Kammer beschloß das Vertrauensvotum.

Eigentlich gilt dieses Votum nicht dem Minister persönlich, sondern dem Ministerpräsidenten Giolitti, der sich mit ihm solidarisch erklärt hatte. Dieser Entschluß des leitenden Staatsmannes, dessen überragende Stellung innerhalb der starken Regierungsmajorität unerschüttert ist, und die Nähe der Neuwahlen gaben den Ausschlag. Nicht die Rede gab ihm, mit der Tittoni gestern auf die Anklagen seiner Gegner und Freunde, auf die Beschuldigungen Sonninos, die Bedenken Marinis' und die Mahnungen Fortis antwortete. Er sprach matt und anscheinend mit erschöpften Nerven, mit jener diplomatischen Glätte, die auf ein von schwerer patriotischer Erregung durchzittertes Haus nur verbitternd wirken kann. So gut es ging, suchte er die Fehler, die er begangen, zu verschleiern, und von der Rede, die er am Tage nach der Annexion Bosniens in Carate bei Mailand gehalten, sagte er sich in gewundenen Erklärungen los. Daß er sich nun auch auf den Standpunkt des Londoner Protokolls stellte und mit dem ganzen Lande die Revision des Berliner Vertrages durch eine neue Orientkonferenz forderte, war eine Konzession, die er seinen Gegnern machte. Aber er sagte doch sehr deutlich, daß Italien territoriale Kompensationen von einer Konferenz nicht zu erhoffen habe. Damit riß er in den Herzen der Deputierten zahllose Wunden auf — all die behaupteten und auch die wirklichen Abkommen über Trentino, Tunis, Tripolis und Albanien sind, die einen ins Reich der Geschichte, die anderen ins Land der Phantasie verwiesen; was geblieben ist, sind nur Wünsche, Sehnsüchte, Aspirationen. Tittoni machte nicht den Versuch, der schiefen Logik entgegenzutreten, die für diesen Stand der Dinge den Dreibund, vor allem Oesterreich-Ungarn verantwortlich macht. Er hätte deutlicher sein und darauf verweisen können, welche Umwandlung in der Balkanpolitik aller Mächte die friedliche türkische Revolution des verflossenen Sommers zuwege gebracht hat, die zur stillschweigenden Anerkennung des territorialen Bestandes der Türkei durch Europa geführt hat. Von diesem Augenblick an datiert die Rückwärtsrevidierung der Orientpolitik Italiens, die nur darum so bitter empfunden wird, weil Baron Mehrenthal eine von der Politik Europas abweichende Politik einschlug.

Dennoch, sagte der Minister, und er sagte es mit Recht, müsse Italien dem bisherigen Bündnis mit Deutschland und Oesterreich-Ungarn treu bleiben. Er sprach in dem Zeitpunkt, in dem das Bündnis im Herzen des italienischen Volkes unpopulär geworden ist, nicht mit Wärme vom Dreibund. Nur eine „Politik der Bündnisse und Freundschaften" erwähnte er in dem Augenblick, da die Welt unter dem Eindruck lebt, daß Italien am Scheidewege stehe, vor der Frage, ob es seine Loslösung vom Dreibunde vorbereiten solle oder nicht. Fast schüchtern erwähnte er auch den Dreibund als einen Teil der Politik, bei der Italien verharren müsse, weil es die einzige Politik sei, die seinen Interessen entspricht. So schmiegte er sich den die Kammer beherrschenden Gefühlen an. Allein der Minister hätte deutlicher sein dürfen. Er hatte recht, als er auf die üblen Folgen aufmerksam machte, zu denen die Politik der österreichischen Regierung in der Frage der italienischen Universität geführt hat. Er hätte sich entschiedener, als er es tat, über die Kränkung beklagen dürfen, die der italienischen Nation als einem der glänzendsten Kulturvölker von einem Verbündeten zugefügt wurde. Aber dessen unbeschadet hätte er auch in diesem Augenblick sagen können, daß der Dreibund, und gerade der Dreibund die einzige Garantie für eine weitere friedliche und aufsteigende Entwickelung Italiens ist. Die Geschichte der letzten zwanzig Jahre hat es bewiesen, vor allem die Geschichte der Finanzen und der Volkswirtschaft Italiens, die in dieser Zeit einen ganz erstaunlichen Aufschwung nahmen.

Es ist eine Binsenwahrheit, aber sie wird noch immer von vielen nicht erkannt: Bündnisse werden nicht durch Gefühle bestimmt, sondern durch Interessen. Es ist das allererste Interesse Italiens, mit Oesterreich in Frieden zu leben. In dem Augenblick, wo diese Friedenssicherheit ihm verloren geht, erwachsen ihm Heeresausgaben, vor deren Höhe jedem Finanzminister schwindeln würde. Die ungenügenden militärischen Vorbereitungen Italiens wurden ja von allen Rednern anerkannt. Oesterreich würde mit neuen Rüstungen antworten — es wäre eine Schraube ohne Ende.

Die italienische Kammer weiß und empfindet das, und so muß ihr Votum verstanden werden. Es geht den Italienern mit dem Dreibund, wie den deutschen Liberalen mit dem Block. Sie stehen zu ihm, so lange sie hoffen dürfen, daß er ihnen nützt. Oder daß doch der Nutzen den Schaden überwiegt. Zeitweilig hat — wer wollte das leugnen — der Verbündete an der Donau sich so verhalten, daß den Italienern die Luft am Dreibunde wirklich vergehen konnte. Die Entreveues von Salzburg, von Semmering, von Desio, die bosnische Annexion bilden für Italien eine fortgesetzte Kette der Enttäuschungen. Das muß aufhören. Oesterreich darf die Zuversicht nicht zerstören, daß das Zusammengehen mit ihm den Frieden der Verbündeten und den Frieden Europas nicht bedrohe. Dann wird den Italienern, wenn die Stunde gekommen, die Wahl am Scheidewege nicht schwer sein — trotz allem. Gegen Deutschland ist in der ganzen Debatte der vier Tage ja keine Klage laut geworden — eine Feststellung, die von großer Wichtigkeit ist.

* * *

Rom, 5. Dezember.

Der „Messaggero" schreibt über den Verlauf der gestrigen Sitzung: „Es handelte sich nicht um das Schicksal eines Ministers oder Ministeriums, vielmehr darum, einen Weg zu finden, auf welchem Italien tatsächlich zu einer Großmacht, einem wirksamen Friedensinstrument und zum kräftigen Hort seiner eigenen moralischen und materiellen Interessen werden kann. Die Minister kommen und gehen, Italien bleibt, und Italien hat nach dem einstimmigen Willen des auch zu neuen Opfern bereiten ganzen Landes heute das Recht, den Platz einzunehmen, der ihm in der internationalen Politik zukommt. Der „Popolo Romano" sagt: „Die Orientdebatte hatte das Gute, den Stand der Frage und die Lage Italiens klarzustellen und das Land von der loyalen, klugen und würdigen Politik der Regierung zu überzeugen."

Der „Temps" über den Dreibund.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Paris, 5. Dezember.

Die Stellung Italiens zum Dreibund wird keineswegs von allen französischen Kommentaren pessimistisch aufgefaßt. Obwohl nach der Rede von Fortis in der italienischen Kammer die Erwartung noch an Wahrscheinlichkeit gewann, daß die Differenz zwischen Italien und Oesterreich eine Lockerung des Dreibundes vorbereiten könnte, warnt der „Temps" davor, die Wichtigkeit des italienischen Enthusiasmus zu überschätzen. Eine besonnene Politik müsse allerdings alle Möglichkeiten ins Auge fassen, die sich aus der Situation ergeben können. Aber es wäre taktlos und unvorsichtig, wollte Frankreich sich in die Beziehungen zwischen Italien und Oesterreich mischen. Der Artikel schließt etwas skeptisch: „Wir wollen das Lied nicht vergessen: „Donna é mobile".

Die Präsidentschaftsfrage in Haiti.

(Kabel-Telegramm unseres Korrespondenten.)

New-York, 5. Dezember.

Der amerikanische Gesandte in Port-au-prince Furniß kabelt, daß Légitime nicht, wie gemeldet worden war, zum Präsidenten der Republik Haiti proklamiert worden ist, sondern bloß zum Vorsitzenden des Sicherheitscomités. Der revolutionäre General Simon ist nach Port-au-Prince zurückgekehrt und verhandelt mit dem Sicherheitscomité über die Bildung einer provisorischen Regierung, bis eine außerordentliche Session des Kongresses eine endgültige Regelung herbeiführen vermag. Die vier Kandidaten um die Präsidentschaft sind Legitime, Fouchard, Firmin und Seneque. Ihre verschiedenen Parteigänger sind bereits in intensiver Tätigkeit und schaffen eine so unhaltbare Situation, daß Simon sich wohl in den Besitz der Präsidentschaft setzen dürfte. Neuerdings ist jetzt in Port-au-prince die Ruhe wieder hergestellt.

Russische Polizeigeheimnisse.

(Von unserem Korrespondenten.)

Petersburg, 2. Dezember.

Die letzten Jahre haben in Rußland manches Blatt des inneren Lebens aufgedeckt, von dem die kühne Phantasie eines Dichters beschämt schweigen muß, und Beamtenkorruption und Polizeiwillkür haben dabei die Hauptrolle gespielt. So hat neuerdings die Revision des Senators Garin in Moskau eine neue Räubergeschichte aufgedeckt, deren nähere Beleuchtung dem künftigen Historiker vorbehalten bleiben wird, weil die Gegenwart noch zu vieles geheim hält, oder wenigstens geheim halten möchte. Ich habe schon telegraphisch gemeldet, daß der frühere Stadthauptmann von Moskau, General à la suite Reinbott in den Anklagezustand versetzt worden ist, und daß ihm, sollte wirklich Gerechtigkeit walten, zum mindesten acht Jahre Zwangs-

Schwarz-Weiß-Ausstellung der Sezession.

Die Berliner Sezession hat heute ihre Schwarz-Weiß-Ausstellung eröffnet, die diesmal nicht im Salon Cassirer, sondern in ihrem Hause am Kurfürstendamm stattfindet. Der Wechsel des Ortes ist nicht ohne Bedeutung. Wenn die Veranstaltung in höherem Sinne notwendig erscheinen und Künstler und Publikum mit Nachdruck auf die zeichnenden Künste und die Kleinplastik, diese feinen und immer unterschätzten Dinge, hinweisen soll, dann muß sie eine Sitteausstellung werden, die das Beste, was auf diesen Gebieten geleistet wird, zusammenbringt und schön anordnet und als wichtig betont. Dadurch, daß die Sezession sie in ihr Haus verlegt, beweist sie ihren Willen, sie in diesem Sinne zu entwickeln, sie schafft zunächst die räumliche Möglichkeit dazu und nimmt eine ganz andere Arbeit auf sich, als sie früher, besonders im letzten Jahr, aufgewandt hat. Wie ein Kunstwerk, so wird aber auch eine Ausstellung von Kritik und Publikum ebenso leicht oder ebenso wichtig genommen wie von dem Urheber. Das wird sich wohl auch hier wieder erweisen.

Der weiter gespannte Rahmen erlaubt nicht nur, in der Gegenwart weiter, sondern auch in die Vergangenheit zurück zu greifen. Von dieser Freiheit hat man Gebrauch gemacht, um eine über zweihundert Nummern starke Sammlung von Zeichnungen und Lithographien Franz Krügers auszustellen. Ein famoser Gedanke! Dreifach famos. Zuerst, weil man an diesen Blättern in ihrer treuen, hellängigen Art und an den Altberlinern, die sie zeigen, eine herzliche Freude hat; Krüger verdient das Wort „tüchtig" in demselben hohen Sinne, in dem es Goethe auf einen anderen Berliner, den alten Zelter, angewandt hat. Dann, weil mit dem Hinweis auf diese Klarheit, Hingegebenheit und Bescheidenheit der Arbeit dem Nachwuchs Eigenschaften gepredigt werden, die ihm in dieser Gruppe nicht immer empfohlen wurden. (Er wird jetzt deshalb nicht leicht zu bekehren sein und nennt vorläufig die Räume wie im Sommer den Leibl-Saal „Reaktionszimmer".) Schließlich, weil in dieser furchtbar neuen Stadt und Kunst der Respekt vor dem, was früher auf diesem selben Boden gewachsen ist, gar nicht oft genug gepredigt werden kann, ein Respekt, den jede Gesellschaft von Kultur ihren Ahnen ohne weiteres erweist.

Mancher mag erstaunt sein, warum gerade die Sezession diesen Maler ausstellt, von dessen Art die ihrer Mitglieder so stark, bis zum Gegensatz stark abweicht. Aber die Grundanschauung ist wirklich nicht so verschieden. Was Goethe beim alten Schadow, von seinem Standpunkt aus tadelnd, den Berliner Naturalismus nannte, den scharfen Wirklichkeitssinn, das gerade ist Krügers Element. Und, im Stil der biblischen Genealogien zu sprechen, Krüger zeugte Menzel, und Menzel zeugte Liebermann. Gerade in den Zeichnungen wäre das zur Evidenz sichtbar zu machen: derselbe Geist, der sich nur in verschiedenen Generationen in verschiedenen Formen äußert.

Doch davon muß noch näher die Rede sein, wie ja überhaupt die Sammlung Krüger eine eingehende Besprechung verlangt, schon um das Besondere von dem Gewöhnlichen, das Künstlerische von dem Handwerklichen zu trennen. Denn Krüger war kein Meister, bei dem jedes Blatt den „Funken" zeigt.

Eine zweite Kollektion zeigt Rudolf Wilke, den verstorbenen „Simplicissimus"-Zeichner. Da wird eine merkwürdige Wirkung erreicht: er erscheint viel stärker als in den einzelnen Bildern; was bei Karikaturisten sonst fast niemals vorkommt. Der Grund liegt darin, daß er niemals wie die anderen eine Manier angenommen hat, sondern immer alles bis auf Formen und Technik ruhig aus dem Eindruck erwachsen läßt. Auch dieses künstlerische Phänomen verdient noch nähere Betrachtung.

Ueber die Masse der fast anderthalb Tausend Nummern läßt sich nach dem ersten wenig sagen. Man sieht hier und da eine neue Hand, man sieht auch wieder genug Absurdes. Man erkennt aber eigentlich nur die schon Bekannten. Liebermann ist reich vertreten, von Leistikow findet man einige Blätter, Ludwig v. Hofmann überrascht durch einen Entwurf für die Universität in Jena, der kraftvoller und farbenfroher ist, als man es, auch nach den letzten Arbeiten, von ihm erwartet hätte, Slevogt erzählt von Sindbad dem Seefahrer, Corinth wählt mit einer Studie des Maschinensaals der A. E. G. einen ganz neuen Stoff. Auch von den anderen fehlt wohl keiner. Auch die Humoristen sind stärker als sonst vertreten.

Die Skulpturen, zumeist kleinere Arbeiten, sind sachgemäß und wirkungsvoll in der Mitte des Hauptsaales frei aufgestellt worden. Georg Kolbe zeigt eine famose kleine Bronzegruppe Kämpfender und eine gute, wenn auch stark Rodinhaltige, Marmorgruppe zweier Mädchen, Kraus seinen nackten Buben in Bronze, Klimsch eine stürzende Niobide, einen feinen schlanken Körper. Von Dr. Lobach sieht man die sehr eindrucksvolle Büste des Philosophen Simmel. Ein junger Karlsruher, Gerstel, vertritt die neueste streng plastische Richtung mit Glück. Eine eigenartige Erscheinung ist ein junger Holländer, Mendes da Costa, der in Steingüssen fest geschlossene Gruppen von brillant gesehenen Straßentypen darstellt. Unter Barlachs Figuren und Zeichnungen russischer Steppenbauern ist wieder neben Uebertriebenen manches urwüchsig kraftvolle Stück.

Fritz Stahl.

* * *

Die Eröffnung der Schwarz-Weiß-Ausstellung fand heute mittag um zwölf Uhr ohne jede Feierlichkeit statt. Durch Karten war das Publikum zur Vorbesichtigung eingeladen worden. Die Leitung der Sezession hatte sich dabei eine weise Selbstbeschränkung auferlegt, so daß das lebensgefährliche Gedränge glücklich vermieden wurde, das bei den Ausstellungseröffnungen im Frühjahr immer so störend wirkt. Liebermann und andere bedeutende Persönlichkeiten der Sezession machten die Honneurs. Von 2 Uhr nachmittags an ist die Ausstellung für das große Publikum geöffnet.

Lilli Lehmann und Richard Wagner.

Von

Erich Kloss.

In keinem der zahlreichen Aufsätze zum 60. Geburtstage Lilli Lehmanns war etwas Eingehendes zu lesen über die engen Beziehungen, welche Jahrzehnte lang zwischen Richard Wagner und der Familie Lehmann bestanden haben. Diese Beziehungen gehen bis zum Beginn der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zurück.

Richard Wagner verehrte die Mutter der Schwestern Lilli und Marie, Frau Lehmann-Löw in ihrer Eigenschaft als Sängerin, Harfenistin und vor allem als Gesangslehrerin sehr hoch. In den nächsten Tagen erscheinen im Verlage Schuster und Loeffler in Berlin die Briefe Richard Wagners an seine Bayreuther Künstler. Gleich einer der ersten, an Lilli Lehmanns Mutter gerichtet, und datiert vom 4. April 1872, der von der Grundsteinlegung des Festspielhauses und von der Aufführung der neunten Symphonie bei dieser Gelegenheit handelt, lautet wörtlich (— der Brief ist, wie die folgenden, bis-her noch unveröffentlicht —):

„Werteste Freundin!

Ich schreibe Ihnen in aller Ueberbeschäftigung noch einmal, um Ihnen zurückzurufen, daß ich in Betreff der Leistung Ihrer